

**Thedje Kieslings Diamant.**

Autorisierte Uebersetzung aus „Tit-Bits“.

Der alte Seebär blinnte verächtlich auf meinen Tabakbeutel, aber er nahm trotzdem einen außerordentlichen Posten, sollte ihn zu einem tunstgerechten „Briemtie“ zusammen und steckte ihn hinter die „Aufen“. Dann begann er sein Garn:

„Dierzig Jahre lang bin ich zur See gefahren, und als 'ne Regel hab' ich gefunden, daß die Seeleute 'ne ganz verträgliche Sorte Menschen sind. Aber dieser Thedje Kiesling, von dem ich jetzt erzählen will, war 'ne Ausnahme; kein Mensch, wenn er nicht taubstumm war, hätte mit den zwölf Stunden zusammenleben können, ohne daß er das Verlangen gehabt hätte, ihm den Hals umzudrehen. Da war nich viel an ihn zu sehen — 'n großer, plumper Kerl — aber seine Zunge, die that es. Nicht daß seine Redensarten ungewöhnlich schlecht für 'n Seemann waren — ich bin mit Leute gefahren, die ein Loch durch die dicke Bohle fluchen konnten, wenn sie richtig ärgerlich waren — aber er hatte das 'raus, die Leute ihre schwachen Stellen 'rauszufinden und dann immer daran 'rumzustifeln.“

Eines schönen Tages fehlte ihm was aus seiner Kojen und er beschuldigte Georg Lapper, daß er's genommen hätte, und als Georg ihn, höflich genug, sagt, daß er 'n Lügner wär, sagte er: „Ich hab' auch nie nicht die Wahrheit zu hören erwartet don 'n Mann, der einen nich mal 'n grade ins Gesicht sehn kann.“ Und Georg — der so schrecklich schielte, daß, wenn er gemeint hätte (was ich ihn aber nie thun sah), die Thränen in ihm höchstwahrscheinlich den Pudel 'runtergelaufen sein würden — war natürlicherweise wütend. Und nachdem man spielt er immer wieder darauf an. „Fried“, sagte er denn so recht thutig, „ich glaube, Georg tußt dich.“

Da war noch 'n anderer, auf den er's immer besonders abgesehen hatte, und das war Klaus Dabelstein, der der sicherlich die schönsten rothen Haare hatte, die ich all mein Tage gesehen hab'. Thedje nannte ihn „Feuerkopf“, und stand immer da und lachte ihn an und hielt seine Hände über die Augen, als wenn die Gluth von Klaus seine Haare ihm blenden thät. Klaus wurde der reine Schatten vor Berger und Nachdenken, was er Thedje wohl für 'n Namen geben könnt'. Se waren in dieselbe Wache, und wenn es ihre Zeit unter Deck war, und sie gerade einschlafen wollten, dann rief Thedje: „Feuerkopf, ich wollt; Du bedeckst Dich was über 'n Kopp; ich kann nich schlafen mit 'n Licht ins Zimmer.“

Und nun erst Peter, der schwarze Koch, den wir an Bord hatten. Den machte Thedje ganz verrückt, daß er immer so that, als wenn es alles schmutzig machte, was er anfah, indem daß die schwarze Farbe von ihm abfärbte that. Einmal, als Peter zufällig gegen ihn stieß, zog Thedje auf die schwarze Schmiere aus seinem Hemdärmel und sagte: „Da tußt Dir das mal an, Du Schmutzkopf; warum wäschste Dich nich?“ Jeder eine, der kein Rigger war, hätte sehen können, daß die Schmiere Theje war und 'ne Wache alt, aber Peter war so erschrocken, daß er direkt hinging und ein Bad nahm, was, wie ich sagen muß, sonst nich gerade seine starke Seite war.

Es war in Sidney, daß Thedje an Bord kam, für die Heimreise, und die Brig war noch nicht lange unter Segel, hatte er es fertig gebracht, sich bei jedem Unbeliebten zu machen. Er schien sich aber nicht daraus zu machen, sondern fuhr fort mit seine häßlichen Snaatereien, erst eine und denn 'ne andere. Die Geschichte wurde so schlimm, daß bei die Zeit, daß der alte Kabin in Sicht von Kapstadt kam, mehr als einer in Thedje seine Wache war, der ihn gern aus reinem Wähler umgebracht hätte, und er triegte 'nen deutlichen Wint, daß er, wenn er keine Lust hätte, beim ersten Sturm über Bord zu fallen, man lieber Urlaub an Land nehmen sollt' und denn das Schiff verpassen.

Na, wir alle dachten, er hätt' sich das gemerkt, denn er nahm Urlaub und ging an Land. Zwei Tage lang sahen wir nich von ihm, und die Kluge war einfach himmlisch, und denn, gerade bevor daß der Anker gelichtet werden sollte, kam er an, siegig wie immer.

Du solltest wirklich lieber unter Deck bleiben, Feuerkopf, wenn wir im Hafen sind“, sagte er, „die Leute dachten, das Schiff brannte, bis ich sie von Dein Leuchtfeuer erzählten that.“

Klaus sagte keinen Ton nich, aber ich sah, wie er Georg zunidte, denn kam Peter da längs, und natürlich hatte Thedje auch für ihn was.

„Sah 'ne Wasse von Deine Brüder an Land, Peter“, fing er an. „Da is 'ne geweihte Wand in 'r Stadt mit 'n langen, schwarzen Streifen darauf, und man hat mich erzählt, daß der von die faulen Rigger tam“, die sich den ganzen Tag da anlehnten und nach Arbeit ausquaden.“

Peter gab ihm auch keine Antwort; lachte bloß Klaus und Georg an.

Gut, die nächsten Tage waren still und es passirte nich. Thedje war so ruppig wie immer, aber es sprach sich allmählich 'rum — von Heim Peter ging's aus, den einzigen in 'r Wache, der noch mit ihm sprechen that — daß wir alle in 'nen großen Zerthum waren. Wie sein sagte, wär Thedje wirklich 'n nobler Kerl, trotz seine

Schwäche für persönliche Redensarten, woran er seit seiner Geburt gelitten hätte, ja, noch mehr, er hätte all die Zeit die Absicht, uns rechtw as gutes zu thun.

„Er sagte es mich im Vertrauen und ich weiß nich recht, ob ich's weiter-sagen darf“, sagte Peter. „Aber als er an Land war in Kapstadt, lief ihn 'n betrunkener Kaffer über 'n Weg, der in die Diamantenfelder gearbeitet barte, und Thedje kaufte ihn 'nen großen Diamanten ab — bezahlte ihn hundert Mart dafür, sagt er.“

„Hundert auf 'n Kopp wohl eher“, sagt Klaus. „Ich möcht' der Kaffer nich sein.“

„Auf jeden Fall hat er den Stein, und 'n schöner Stein is es, denn ich hab'n gesehen“, sagt Hein darauf. „Und die Hauptsache is, wenn er 'n in Hamburg verkauft hat, will er jede in seine Wache was davon abgeben.“

Natürlich glaubte kein Mensch was davon, und wir sagten Hein, er sollt' seine Bißage mal austochen und sehen, ob sie denn nich 'ne andere Farbe kriegte; aber den nächsten Abend bestätigte Thedje selbst die Geschichte.

„Ich wollte Euch alle damit überraschen, aber wo sein geschwacht hat, kann ich's ja selbst schon sagen“, sagt er. „Wie der Rigger zu dem Stein tam, weiß ich nich; wahrscheinlich hat er 'n gestohlen, aber das geht mir nich an. Ich hab' ihm all meine Ersparnisse dafür gegeben — hundert Mart — und hier is er.“

Damit zog er 'ne kleine Holzschachtel aus seine Tasche und darin lag auf 'n bischen Watte 'ne trübe, graue Art von Rieselstein ungefähr wie die Größe von 'n Thonpfeifenkopf.

„Rumreiden will ich ihn lieber nich, im Fall, daß ihn einer von Euch verliert“, sagt er und läßt wieder sein etelhaftes Lachen los.

„Sieht man wenig nach 'n Diamanten aus“, sagt Klaus und seht, ohne nachzubenten, hinzu: „da is ja kein Feuer in.“

„Er is genau so, wie er aus 'r Erde kommt; wenn er erst geschliffen is, wird er mehr Feuer haben, als Du in Dein Haar, und 'nen ganzen Post 'n schöner aussehen“, sagt Kiesling, und man sah Klaus das an, daß es ihn leid that, daß er den Mund aufgemacht hatte.

„Natürlicherweise wird er 'n gut Teil kleiner sein, wenn er geschliffen is“, fuhr Thedje fort. „Ich hab' den zweiten Steuermann so im allgemeinen über Diamanten ausgefragt, und nach dem, was er sagt, da kann dieser hier so zwifchen hundert- und zweihunderttausend Mart werth sein, und vielleicht noch mehr.“

Nu rissen die Leute aber die Augen 'n bischen auf, und mehr als einer davon dachte, daß Thedje doch trotz allem ein ganz famos Kerl wär.

„Was willst Du damit machen, Thedje?“ fragt einer.

„Ich hab' gedacht, ich wollt' 'ne große Kneipe kaufen“, war die Antwort, und einige von uns malten sich gleich 'n Bild von unbefränktes Freibier aus.

„Dann mußt Du aber jemand haben, der Dir dabei helfen thut“, sagt Christel Schmidt, der nie nüchtern war, wenn er an Land war.

„Wenn Du gedacht hast, Dich um den Posten zu bewerben, denn kannte Dich die Mühle sparen“, sagt Kiesling. „Wirtschaften brauchen keine rothe Lampe, Du solltest lieber Deine Nase an 'ne Unfallsstation vermiethen.“

Christel wollt' eben seine Meinung von Thedje in seine gewöhnliche bilberreiche Weise ausdrücken, als ihm der Diamant einfällt, und er noch rechtzeitig seinen Mund zumachte.

„Zu eins hab' ich mich schon Euf entschlossen, und das is, daß ich Euch alle von meine Wache traktiren will“, fährt Thedje fort. „Wir wollen 'ne ordentliche Bierreise machen, soviel wie jeder trinken will, und dann für jeden 'ne kleine Ueberraschung, die ich aber noch für mich behalten will; Ihr werdet's nich eher gewahr werden, als bis die Zeit da is.“

„Wo willstest denn den Diamanten verkaufen, Thedje? Er sollt' an 'nen sicheren Platz sein“, saut Georg.

„Am sichersten wird er bei mir selbst sein, sollt' ich meinen“, antwortet Kiesling.

„Aber Du kannst doch am Ende mal über Bord fallen. Denk doch bloß mal, was das für 'n Verlust sein würde“, sagt Georg und schielt nach Klaus hin.

„Ein Verlust für Euch, aber, wo ich denn ertrunken sein wörd“, weiß ich nich, ob ich davon graue Haare kriegen werde“, antwortet Thedje.

„Angenommen, daß Du nu an Bord stirbst, wer kriegt denn den Diamanten?“ fragt Hein.

„Denn kriegen ihn die Fische, denn ich werd' ihn über Bord schmeißen, wenn ich in den letzten Zügen liege“, sagt Kiesling prompt.

Gut, das gab den Ausschlag, und da die anderen Leute anfangen, eine Art Befignteresse an den Stein zu nehmen, so nahmen sie Klaus und Georg und Peter beiseite und machten ihnen klar, wie nothwendig es wär, daß Thedje am Leben blieb.

Für den Rest von die Reise hat Thedje das bequemste Leben, das Sie sich nur denken können. Er wurde so aufgepaßt, als wenn er ein zartes Kindlein wär. Wir machten den Köp-

pen weiß, daß er sich eins von seine Weine gekauft hätte und es ging immer einer von uns für ihn in den Mast. Wir gaben ihn das Beste von unsere Koit, aus Angst, daß seine Gesundheit Schaden nehmen könnt', und wenn er nahe an die Keeling ging, stand immer einer von uns parat, ihn zu greifen, im Fall daß sich das Schiff plötzlich auf die Seite legen sollte. Wenn er über Bord gefallen wär, glaub' ich, wäre die ganze Wache hinterher gesprungen. Und dabei war er so scharf wie immer; aber wir schluderten alle seine Beleidigungen 'runter, als wenn's Komplimente wären. Es war aber 'ne harte Zeit, und es war etwas ganz gewöhnliches, zu sehen, wie Georg oder Klaus oder Peter — die am meisten zu leiden hatten, wegen ihre natürlichen Gaben, so zu sagen — über die Keeling hingen und Dampf abließen. Es wurde so schlimm, daß selbst Hein froh war, als wir in Hamburg antamen.

Wir waren mit acht Mann in Thedje seine Wache außer ihn, und sobald als wir abgehurt waren, ging er mit uns in 'ne große Wirtschaft, wo er ein Klubzimmer mietete und erst mal 'n Faß Bier und 'ne Kiste Stimmstengel bestellte für 'n Anfang.

„Nu“, sagte er, als wir es uns alle recht bequem gemacht hatten, „müssen wir uns über den Verkauf von den Diamanten klar werden. Das is nich so leicht, als es aussehn thut, denn wenn ich hingeh, wie ich bin, und einen Stein, wie diesen hier verkaufen will, denn würde das allerlei dumme Fragen geben, und meine Geschichte würde mich kein Mensch glauben. Kann einer von Euch 'nen guten Vorschlag machen?“

Wir konnten's nich, denn wir hatten nie an irgend welche Schwierigkeit gedacht, und nach 'ne ungewöhnliche Pause fragte Hein Thedje, ob er selbst keinen Plan hätte.

„Ja, das hab' ich wohl, aber ich dachte, vielleicht hättet Ihr einen besseren“, sagte Thedje. „Mein Plan is, daß ich mich ansehe wie 'n Patent-fabrik, Blatthemd, Zylinder, Stratenrod, und denn 'nen Wagen nehme und nach 'nen Juwelier fahre. Wenn ich ordentlich aufgetragt bin und viel Geld zeigen kann, glaub' ich, werden sie wohl keine Fragen stellen. Das einzigste is, es wird 'nen ganzen Posten mehr kosten, als ich habe, um die Sache richtig zu beideln, aber ich will Euch sagen, was ich thun werde. Wenn Ihr mich das Geld vorkiechen wollt, Leute — ich werde wenigstens achthundert Mart gebrauchen — will ich Euch das Zehnfache zurückbezahlen, wenn der Diamant verkauft is. Einen vollständigeren Vorschlag kann ich doch wohl nich machen?“

„Und wer weiß, ob Du dann wiederkommst?“ fragte Georg.

„Hör mal zu“, sagt Thedje und dreht sich nach ihm um. „Du kannst noch zurücktreten, wenn Du Lust hast; wenn nich, denn denk daran, wen sein Bier Du trinkst. Ich wollte gerade diesen Punkt klarstellen“, fährt er fort. „Während ich die Sachen kaufen geh, will ich Euch den Diamant als Sicherheit hier lassen, und wenn ich wiederkomme, können zwei von Euch mitgehen, wenn ich ihn verkaufe.“

Das schien anständig genug, und das Geld war bald zusammen, denn die Schanze, tausend Mart für hundert zu machen, bietet sich 'n Seemann nich oft. Thedje holte die Schachtel 'raus, zeigte uns den Diamant darin und stellte sie denn auf ein Bord.

„Wenn ich in drei Stunden nich wieder da bin, ist er Euer“, sagt er und grinst dabei. „Ich hab' Mittagessen bestellt und Ihr könnt so viel zu trinten haben, wie Ihr wollt. Wenn's Euch zu warm im Zimmer wird, laßt Klaus sein Kopp zum Fenster 'raus stecken.“

Na, wir hatten denn Mittagessen, und 'n gutes was. Mit die Weile, daß wir damit fertig waren, waren zwei Stunden vergangen, ohne 'ne Spur von Thedje. Hein meinte, vielleicht wär er übergegangen und einige von die Leute sahen ganz vergnügt aus bei den Gedanken.

„Wenn er nich zur rechten Zeit zurück is, denn is der Diamant unfer, er hat's selbst gesagt“, sagt Georg. „Zehntausend für jeden, wenigstens.“

„Es wär' ihn ganz recht gewesen, wenn wir gar nich auf ihn warteten; er würd' uns nie wiederfinden.“

„So 'ne Schanze kriegen wir nie wieder“, sagt Klaus, der wohl an Thedje seine Abschiedsworte dacht.

Aber die anderen sagten, sie wollten keinen saulen Kram, und so sahen wir denn und tunkten die Uhr an, bis nur noch 'n paar Minuten an die Zeit fehlten. Kein Mensch dachte an Bier, selbst Christel Schmidt nich; jeder von uns horchte nach Thedje, aber er kam nich, und endlich war die Zeit um. Eine Minute lang konnte sich keiner bewegen, und dann sprang Georg nach das Bord, riß die Schachtel runter und schenkte sie in 'u Luft.

„Er is unfer. Er is unfer!“ schreit er und wir stellen uns alle um ihn.

„Nimm Dich in acht, daß Du 'n nich fallen läßt, Du Hansnarr!“ kreischt Hein.

„Das macht nich, wenn er's thut; nich kann 'nen Diamant kaput brechen, Du Torfopp“, sagt Klaus. „Den

kannte auf 'n Amboß legen und mit 'n Hammer draufschlagen.“

„Wirklich?“ sagt Georg. „Na, hier is die Probe“, und bevor daß einer von uns ihn stoppen konnte, hatte er den Diamant auf den Fußboden gelegt und stampfte mit 'n Fuß drauf. Georg seine Füße müssen ursprünglich für 'nen viel größeren Mann bestimmt gewesen sein, und um die Sache noch viel schlimmer zu machen, hatte er seine schweren Seestiefel an. Wir hörten einen knirschenden Ton, und als er seinen Fuß aufhob, war der Diamant 'n kleiner Haufen Pulver.

„Da hast Du die Bescheerung“, sagt Hein.

„Oder wir, meinst Du wohl“, schreit Georg und bückt sich und hebt was von das Pulver auf. „Das ist Glas, weiter nich, und wir haben ihn achthundert Mart dafür bezahlt. Dies war seine kleine Ueberraschung. O, wenn ich ihn jetzt bloß hier hätte,“ und er langte aus und stieß in die Luft.

Na, das war klar genug, daß wir reingelegt waren, und wenn wir daran denken thaten, wie wir uns mit den Lumpen die halbe Reife angestellt hatten, seine Arbeit gethan und ihn gefüttert wie 'n Preischwein, dann giebt's gar kein Wort, um unsere Gefühle zu beschreiben. Für die nächsten zehn Minuten war das Zimmer wie 'n Käfig mit wilden Thieren.

Mitten in dem Radau kam der Wirth rein, der das Stampfen gehört hatte, und fragte, ob wir mehr Bier wünschten, und die Luft war so dick, daß er nich durch's Zimmer sehen konnte.

„Bier?“ schrie Georg. „Blut woll'n wir haben — Thedje Kiesling sein Blut!“

Wieviel der Wirth davon hörte, weiß ich nich, aber er lief 'raus und kam gleich mit 'n Zettel wieder, den er Klaus gab, der sich ganz schwach gefühlt hatte und gegen die Wand lehnte.

Klaus warf nur einen Blick darauf und denn sank er in 'nen Stuhl und fing von frischem an; er tonnt' seine neuen Worte finden, aber er brauchte all die alten noch mal auf und brauchte sie in 'ne neue Reihenfolge. Als die anderen fanden, daß der Zettel die Rechnung war für die Zimmermiete, das Mittagessen und all die anderen Sachen, die wir gehabt hatten — der gemeine Kerl hatte selbst das nich bezahlt — folgten sie Klaus sein Beispiel. Einige von die Redensarten waren so kräftig, daß Sie fast Ihren Hut daran hätten aufhängen können, und was die Kulör betraf, — na, der Wirth sagte, er hätt' nun dreißig Jahre seine Wirtschaft in die Hofen-egend, aber er hätt' noch nie was gehört, was diese Wortmalerei nahe kommen thät. atürlich, es blieb uns nich über, als zu berappen, und dann gingen wir los und suchten Thedje Kiesling.

„Aber wir haben ihn nie gefunden!“

**Die Schulleiterin.**

Stizze von Gustav Werner.

Der Zirkus war stark besucht. Das Auftreten der berühmten Schulleiterin Teresa Mattoni hatte eine viel-schöpfige Zuschauermenge angelockt.

In den Logen zeigten sich Uniformen der Kavallerie-Regimenter neben Damen in fristigsten einfachen Toiletten. Hier und dort bemerkte man wohl auch eine auffallende Schöne mit leuchtendem, roth gefärbtem Haar und blühendem Diamantschmuck. Dazwischen bewegten sich Kavaliere, deren Kleiderschnitt nach neuester Mode und lässig sicheres Auftreten unschwer den Sport- und Weltmann verrathen. Mit strahlenden Blicken schaute ein Bassifischer, dessen rothe Wangen von seiner Großstadtluft ange-tränkt waren, den Künstlern in der Manege zu und stimmte mit silber-hellem Lachen in das dröhnende Ge-lächter des Waters ein, der eine un-kündige Freude über die harmlosen Scherze des Clowns empfindet. Der weitestgehende Pelerinmantel und der grüne Hut mit Spielbafneder-fenzzeichen den Herrn Papa als zu der Klasse der Agrarier gehörig. Und dort der dicke Großschlächtermeister mit den vielen Ringen an den Fin-gern: mit welchem Verständnis er den schönen, in Freiheit vorgeführten Trakterner musterte. Er verstand et-was von den Pferden, schidte er doch selbst seine Traber auf die Renn-bahn.

Hals verborgen hinter einem Pfeiler sah ein Mädchen. Ein dunkles Trauerkleid umschloß die ebenmäßige, schlanke Gestalt. Das schöne, scharf geschnittene Antlitz war bleich, die Augen waren wie vom Weinen leicht geröthet und die Mundwinkel wie im Schmerz abwärts gebogen. Theil-nahmlos zurückgelehnt hatte sie die bis-herigen Vorstellungen an sich vorüber-gelassen.

Jetzt sehte die Musik mit einem flotten Galopp ein und herein sprangte auf einem prächtigen Gold-schuchs Teresa Mattoni im knappen Reittleide, den kleinen Herrenhut auf dem vollen Blondbaar.

In den Logen folgte man mit ge-spannter Aufmerksamkeit und mit

Rennerbliden jedem Schritte des edlen Vollbluts, dessen feines Köpfchen von rothgoldener Mähe umwallt war und dessen gebähte Nüstern sich blut-roth färbten.

Beim Auftreten der Schulleiterin war Leben in die Einsame hinter dem Pfeiler gekommen. Sie neigte sich vor, die Augen begannen zu glühen, die Wangen rötheten sich und der Athem kam rasch über die halb geöff-neten Lippen. Ihr brennender Blick hing unverwandt an der schlanken Ge-stalt unten in der Manege und dem schönen Pferde, das sich willig der Leitung der kleinen Faust im Leder-handschuh fügte. Dann löste sich langsam Thräne auf Thräne aus den Augen und rollte über ihre Wangen herab.

Die Vorbereitungen zu dem Haupt-stück des Abends, dem Riesenprung, würden getroffen.

Die Manege wimmelte von rasch zugreifenden Stalldienern, es ent-wickelte sich jene eifertige Geschäftig-keit, mit welcher binnen wenigen Mi-nuten die Arbeit geschehen ist. Auch der überreifrige Clown, der allenthal-ben half und stets im Wege war, der Länge lang hinschlug und unmo-tivirt Kadaw machte, fehlte zur Unter-haltung des Publikums nicht.

Das Mädchen hinter dem Pfeiler hatte kein Auge für die Vorgänge im Zirkus. Nicht an der Brüstung, doch halb vom Pfeiler verborgen, stehend, die Hände trampfhaft um die rothe Polsterung der Barriere geschlossen, so stand sie traumverloren und starrte in weite Fernen.

Der große Moment des Abends nahte. Die Menge glich einem klei-nen See. Ein Holzgerüst thürmte sich an der Seite des Zuganges nach den Ställen. Fanfarengeschmetter be-grüßte die Schulleiterin, die auf ih-rem Goldsuhls auf dem hohen Postla-mente erschien. Aller Blicke hingen an ihr. Ein Schenkeldruck, ein gleich-zeitig kaum merklicher Hieb mit der Gerte, und Kopf und Reiterin flogen in weitem Bogen durch die Luft und tauchten in dem schmutzgrau schim-mernenden Wasser unter. Ein Augen-blick athemloser Spannung. Da tauchten sie schon wieder auf und das edle Thier erklimmte mit seiner Bürde das andere Ufer und hielt, zitternd und triefend vor Rässe, doch unver-sehrt. Donnernd brauste der Applaus durch den Zirkus.

Das bleiche Mädchen war auf ihren Sitz zurückgefunten. Sie hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und ihre Brust hob und senkte sich in un-terdrücktem Schluchzen. Dann zog sie den dichten Schleier vor das Ant-litz, stand auf und ging mit schleppen-dem Gang, den einen Fuß nach sich ziehend, dem Ausgange zu.

Ein Stallmeister begegnete ihr in den Gängen. Er trat zur Seite und grüßte mit jener achtungsvollen Scheu, die man dem Leid entgegen-bringt, während sie stumm dankend vorüber schritt.

„Wer war das?“ erkundigte sich, hinzutretend, ein alter Herr, ein stän-diger Besucher des Zirkus.

„Eine frühere Kollegin, die be-rühmteste Schulleiterin ihrer Zeit; gegen sie ist die Mattoni nur eine Stämperin“, lautete die Antwort.

„Aber sie scheint noch jung zu sein.“

„Kaum Ende der Zwanzig. Ein unglücklicher Sturz auf einer Probe. Es ist lange an ihr herumgedoktert worden, schließlich blieb sie lahm. Sie kann kein Pferd mehr besteigen.“

„Die Vermiste, und was thut sie jetzt?“

„Sie ist Näherin in einem Weiß-waarengeschäft. Sie hat noch eine trauerte Mutter, für die sie mit großer Liebe sorgt. Aber vom Zirkus kann sie nicht lassen. Der Direktor, dessen Zugstüdt sie einst gewesen, hat ihr aus Gutmüthigkeit einen Freispiel ein-geräumt. Da sieht sie Abend für Abend und wartet auf das Auftreten der Schulleiterin. Dann geht sie heim und soll oft ganze Nächte hindurch nähen und sticheln.“

Das schrille Glodenzischen, das den Schluß der Pause ankündigte, machte der Unterhaltung ein Ende.

Nachdem ging der alte Herr auf seinen Platz zurück. Am anderen Abend war er wieder im Zirkus. Er ließ sich Opernglas in die Runde wandern. Nach langem Suchen fand er, was er zu sehen erwartete: das schlanke Mädchen im Trauerkleid, das Klasse Antlitz und die dunkeln Augen, die wie gebannt an der Schulleiterin in der Manege hingen.

Vergleichend folgte sein Blick dem

Ihr war dort: Jugend, Schönheit, Können. Diese genießend und im Vollbesitz der Kraft — jene ausge-schleift, fortgewiesen vom Tische des Lebens und das Herz doch voll heis-er Sehnsucht nach dem einst Befes-senen.

„Menschenschicksale“, murmelte er vor sich hin und ließ das Glas sinken.

Von der Schmiere.

A.: „Sag mal, was steckst Du denn da in die Westentasche?“

B.: „Einen Zahnschmer, vielleicht ladet mich Jemand zum Mittagessen ein!“

**Große Geistesgegenwart.**

Humoreske von Th. Müller.

Die Bürgergesellschaft „Harmonie“ kultivirte unter andern gesellschaftlichen Veranstaltungen auch ein Liebhabertheater. Schade war es freilich, daß unter den Mitgliedern nicht immer jene Einigkeit zu herrschen pflegte, welche ein geübliches Zusammenwir-ken bedingt.

Selbstredend stand dabei im Vorder-grunde der bekannte Rollenmeister, und es war oft recht betrüblich, mitanzuse-hen zu müssen, wie manchmal sogar bei offener Szene sich Dinge ereigneten, die nicht dazu angethan waren, die in-neren Einigkeit erparien zu lassen, son-dern direkt auf das Gegentheil hinar-beiteten.

So hatte sich Herr Meier einmal den Helben des zur Aufführung kom-menden Stückes erkümmert, und was bekam er? Eine elende erbärmliche „Charge“, eine Dienerrolle! Meier schäumte und war auf seinen Neben-buhler Müller, der den Helben — na-türlich durch seine Intrigantenkünste! — erhalten hatte, entsetzlich geladen.

Mit einer Feindseligkeit sonderglei-chen gegen sich selbst zermarterte er sein Gehirn, „diesen Kerl“ auf den Tod zu blamiren — und er fand etwas!

Seine Rolle verlangte, daß er dem verhassten Müller einen Humpen Wein zu reichen hätte — und dieser Moment sollte seiner Rache dienen — denn Müller mußte, seiner Rolle nach, diesen Humpen leeren!

Meier trank also vor der Auffüh-rung den guten Wein, den er Müller reichen sollte, heimlich selbst aus, mischte dann für Müller in dem Becher ein Gebräu zusammen . . . ein Ge-bräu . . . schmeigen wir lieber davon! Und dazu murmelte der Erbärmliche noch: „Wohl bekomms!“ und lächelte sein infames Lächeln!

Die für Müller verhängnisvoll werden sollende Szene war da.

Meier als Diener reichte ihm auf ei-nem Teller den Humpen mit dem . . . „Trank“ und seine schwarze Seele machte in seinem betriüchten Körper vor Freude die tollsten Sprünge.

Müller nahm den Humpen mit groß-artigem Anstand von dem Teller, setzte ihn an den Mund, und die Be-wegung seines außerordentlich leppig entwickelten „Nabensapfels“, beim Reihstopfes zeigte den Zuschauern, daß er sich einen gewaltigen Schluck ein-verleibt haben mußte.

Meiers Gesichtsausdruck zeigte das Höchste an reiner Freude, was ein Menschensantlitz überhaupt auszubrü-cken imstande ist: — „ganz aus dem Häuschen“, hieß der Grad.

Aber die Bestie in ihm hatte zu früh triumphirt; sie glaubte Müller schon gänzlich vernichtet — dieser war jedoch zäher und schlagfertiger, als es sich Meier geträumt hatte.

Allerdings, es kann nicht geleugnet werden, Müllers Mienenpiel war ein höchst dramatisches. Der entsetzliche Gesichtsausdruck ließ ihn den Mund weit über das Maß des Schönen aufma-chen und die Augen betamen sogar einen höchst unintelligenten Ausdruck — aber es waren diese Symptome fabelhafter innerer Ueberraschtheit und gewaltiger Abneigung nur den dritten Teil einer Minute sichtbar und ebenso waren die wirrenden Be-wegungen des so sehr entwickelten Reihstopfes um keine Sekunde länger zu beobachten — dann hatte sich der Liebhabermime geföh, und in gewalt-igem Schwunge hatte er dem Die-ner, Herrn Meier, den Rest des Trankes in das Gesicht geschleudert und donnerte in seinem gewaltigsten Tone:

„Schuft, Du hast die falsche Sorte erwischt!“

Natürlich taste das Publikum vor Applaus, und Meier zog sich als der stürker Blamirte zurück . . . er hatte Müllers Geistesgegenwart bei Weitem so gering eingeschätzt!

**Pflanzenwuchs unter Zethenlicht.**

Zwei Professoren der Cornell Uni-versität, Bailey und Gray, haben Ver-suche gemacht, um die Wirkungen des Actinlichts auf Pflanzen festzustel-len. Es wurden Lilien, Kallten, Erbsen und Radieschen zu den Experimenten herangezogen. Um den Einfluß des Actinlichts genau beurtheilen zu können, wurden gleichzeitig Pflanzen derselben Arten theils bei gewöhnli-chem Tageslicht, theils bei völliger Dunkelheit gehalten und beobachtet. Es stellte sich heraus, daß das Actin-licht der Pflanzen sehr wesentlich ge-fördert wurde, wenn sie tags der Sonne, Nachts dem Actinlicht aus-gesetzt wurden. Ein Satz Radieschen entwickelte sich dabei mit doppelter Geschwindigkeit, 37 so gezogene Radies-chen wogen 136 Gramm, während 38 nur bei Tageslicht gehaltene nur 61 Gramm wogen, also weniger als die Hälfte. An den Erbsenpflanzen wa-ren bei den mit Actinlicht behandel-ten schon Blüten und kleine Schoten entwickelt, während zu gleicher Zeit bei den nur vom Sonnenlicht bestrahlt ge-wesenen noch nicht einmal Knospen sichtbar waren.

Moderne Erziehung.

Um ganz sicher zu gehen, sollten die Danken nicht nur das Geld, sondern auch ihre — Rosfirer einsperren.